

Nr. 11. Bromberg, den 6. April 1922.

Der Moosnarr.

Roman von Emil Uellenberg.

(14. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Der Brief ist — — von ihr — — —“

Sie war blaß geworden und schaute beiseite.

„Von ihr, ja . . . es sind nur ein paar Worte, du darfst sie lesen.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Sie sind nur für Eure Augen bestimmt.“

„Du hast recht“, sagte er beschämt; nach einer Weile des Überlegens hub er wieder an: „Aber sagen kann ich dir's?“ . . . Und als sie schwieg, doch auch nicht wehrte, nahm er den Brief wieder hoch und las: Ich bitte, mir eine Zusammenkunft mit dir zu ermöglichen. Mag kommen, was will, ich muß mit dir reden. Ich weiß, daß ich zu dir gehöre wie früher. — Er ist der Vater meines Kindes und ein guter, braver Mensch — — was soll ich tun? . . .

Der Verzweiflungsschrei einer Unglücklichen klang aus den Worten.

„Redet mit ihr“, sagte das Mädchen leise, „vielleicht wird noch alles gut.“

„Wenn das Kind nicht wär!“

Da war wieder die Schranke heruntergefallen.

Basil Salmaser erhob sich. Er tat ein paar Schritte durch die Stube.

„Überlegt es noch, Herr.“

Schweigend nahm er seinen Hut. Dann ging er hinaus in den Schuppen. Mit Spitzhacke und Schaufel kam er zurück und wandte sich dem Torfstich zu. An der Stelle, die ihm das Mädchen bezeichnet hatte, begann er sein Werk. Seine Arme strafften sich. Das Gerät fuhr in die Erde, als gälte es mit jedem Hieb einer Sorge den Lebensfaden abzuschlagen. Wie einer, der nach Arbeit hungerte, schaffte er, schlug er zu. Und hörte erst auf, als sein Magen knurrte. Da zog er die Uhr und sah, daß es schon weit über Mittag war . . .

„Bist du nicht böse?“ fragte er beim Eintritt in die Hütte.

„Doch, Herr“, sagte das Mädchen mit komischer Wichtigkeit.

„Gehört sich auch so! Du müßtest keine gute Köchin sein, wenn du Unpünktlichkeit vertragen könntest.“

„Gelt, Herr? . . . Seht, wie das schöne Essen ganz schwarz geworden ist! Geröstete Kässpatzen hab' ich gemacht. Warum seid Ihr so lange geblieben?“

„Es soll nicht wieder vorkommen,“ sagte er und trat an den Ofen.

„Nun aber rasch in die Stube, Herr! Sofort trage ich auf.“

Ehe er ging, schob er die Pfanne beiseite und warf ein Häuflein Papierschnitzel in die knisternde Glut.

Da wußte Lydia Bachammer, daß die blonde Frau in der Stadt vergebens auf Antwort warten würde . . .

— — — — — — — — — — —

Stille Herbsttage kamen, still war es in der Hütte am Moor.

Draußen aber schaffte Basil Salmaser mit einer Unermüdlichkeit, die etwas Zähneknirschendes, Verbissenes in sich hatte, am Auswerfen der Entwässerungsrinne. Unter dem Hang der Höhe, nabe dem Aufnahmebach, begann er und wühlte sich wie ein Maulwurf täglich ein Stück näher den Berg hinan.

„Wollt Ihr nicht ein paar Arbeiter nehmen, Herr?“ fragte wohl das Mädchen, wenn es den Kampf des Einsamen sah.

Ein unerbittliches Nein war stets die Antwort.

„Ich hab über die Wintermonate Zeit. Im Frühjahr, wenn die Maschine kommt, sollen andere Arme heran. Inzwischen will ich die Vorarbeiten allein zustande bringen.“

Dabei blieb er. Sein Arbeitsbegehren steigerte sich zum Willen, der auch das Unmögliche noch von sich verlangt.

Frühmorgens verließ er das Haus. Mittags brachte sie ihm das Essen an die Arbeitsstelle. Abends kam er müd zurück, früh ging er schlafen . . .

Wochen waren so vergangen. Nur einmal in dieser Zeit kam Vert auf den Berg.

Es war ein Sonntag.

In der Nacht vorher hatte der Winter seinen Pelzmantel über der Erde ausgeschüttelt. Auf der Höhe zeigte er bereits sein Herrschergesicht.

Basil Salmaser und Lydia Bachammer saßen in der Stube am Tisch. Hell warf der Schnee das weiße Winterlicht durch die Scheiben. Im Ofen knisterte das harzige Holz, eine angenehme Wärme förderte die wohlige Feiertagsstimmung.

Basil Salmaser hatte aus einem Buch vorgelesen. Das Mädchen nähte eifrig an einer Flickarbeit. Nun sprachen sie über das Gehörte. Es war ein Buch, das von Sonnen und Planeten erzählte.

Lydia Bachammer hatte immer an zackige Sterne geglaubt, an wunderreine Märchenlichter, die des Nachts den Himmelsdom erhellten. Jetzt erfuhr sie, daß oben über ihr und ringsum, auch zu ihren Füßen am entgegengesetzten Teil der Erde, wo der vermeintliche Himmel sich scheinbar nach unten wölbte, nur ein Heer von unzähligen Riesenkugeln durch den Weltraum schoß, alle von der einen gleichen Kraft zusammengehalten und gelenkt, und daß auch unsere Erde nur eine Kugel war, ein Atom, ein Stäubchen im Milliardentanz des Weltgeschehens.

Sinnend schaute Lydia Bachammer auf ihre Hände. Sie hatte ihr Nähzeug sinken lassen. Da merkte Salmaser, daß sie traurig ins Weite träumte.

„Ist es nicht herrlich“, fragte er, „daß Menschen so in die Unendlichkeit des Raumes eingedrungen ind?“

„Es werden uns so viele Lichter im Leben ausgeblasen . . warum nicht auch die Nachtlichteln droben unterm Himmelsdach.“

Traurig hatte sie das gesagt. Salmaser blickte ihr erschrocken ins Gesicht.

„Wir müssen weiter darüber reden, dann wirst du das alles verstehen.“

Aber er merkte, daß er einen Kindertraum zerrissen hatte und daß er nun etwas Schöneres an seine Stelle setzen müsse, wenn er das Mädchen nicht in morschen Ruinen irren lassen wollte.

So hub er denn aufs neue an. Weit holte er aus. Wie ein schillerndes Märchen baute er sein Wissen von der sich immer wiederholenden Weltenschöpfung vor den staunenden Augen des großen Kindes auf. Im Sonnenkuß, im Aufeinanderprallen zweier Himmelskörper, im feurigen Sichdurchdringen zeigte er das Wesen der Sternengeburt. „Wie die würgende Faust des Winters jetzt draußen jeden Samen, jede Knospe, jeden Keim zur kalten Ruhe verdammt, der Frühling aber alle zu neuem

Leben weckt, so gibt es auch unter den rollenden Himmelskugeln Werden und Vergehen, Sichwandeln zur kalten Ruhe und Auferstehen."

So sprach Basil Salmaser zu der horchenden Seele des Mädchens. Er zertrümmerte Welten, baute aus den alten neue wieder auf, ließ die der glühenden Umarmung entsprossenen Sternenkinder wachsen, blühen und zu nützlichen Gliedern der Gesamtheit werden.

Lydia Bachammer hing mit verlangenden Augen an seinem Munde. Sie dachte nach, daß ihr die Schläfen schmerzten.

„Es ist für mich alles so neu," klagte sie, „Ihr wart auf der hohen Schule und wißt so viel . . . ich kenne nur unser Tal und die Berge . . ."

„Du hast einen klaren Blick und ein reines Herz, das ist mehr wert, als alle hohen Schulen der Welt."

„Aber leichter habt Ihr's — —"

„Wer weiß . . . Hast du vergessen, daß gesagt ist, den Unmündigen hat er es geoffenbaret?"

„Wenn Ihr mir helft, werde ich's vielleicht doch verstehen . . . Ich glaube, vieles zu wissen ist ein großes Glück."

Und weiter redete er von den Sternen und baute nun reines Märchenland. „Sieh," sagte er und wurde ganz warm dabei, „der Stoff an sich ist ewig, aber auch der Geist muß es sein. Denn der Geist ist die Kraft. Stoff und Kraft, sie können nie zerstört werden, aber immer müssen sie sich wandeln, um eingehen zu können in neue Formen. Auch wir müssen einmal vorher in anderer Form gelebt haben und werden weiter leben in anderer Form, wenn wir gestorben sind. Sollten alle unsere Märchen von anderen Wesen, von Zwergen und Riesen, von Waldmännlein, Däumlingen und Elfen, nicht Rückerinnerungen sein an ein längstversunkenes früheres Leben auf anderen Sternen?"

Der Geist der Unendlichkeit füllte den engen Raum. Versunken in einer erträumten fremden Welt genossen sie den Sonntagsfrieden . . . So vertieft waren sie, daß sie nicht wahrnahmen, wie einer den Zugang der Hütte öffnete.

Da hörten sie Schritte in der Küche. Schon steckte der Bub den Kopf zwischen Pfosten und Türbrett hindurch.

„Der Veri . . .!"

„Warum bist du nicht schon längst gekommen?" fragte Salmaser und zog ihn in die Stube. „Da an den Ofen mit dir! Zuerst wärm dich einmal!"

Salmaser trat neben ihn und schaute ihn fragend an.

„Ich konnt' nicht früher kommen, er hat mich nicht fortgelassen."

„Wer — — er?" fragte Salmaser.

„Der Bauer."

„So nötig bist du ihm?"

„Vielleicht nicht einmal; aber er glaubt es und so muß ich immer um ihn sein."

„Ist er kränker geworden?"

„Nein . . . er hat Angst."

„Angst?"

Da fiel Lydia Bachammers tiefe Stimme vom Tische her ein: „Vor der Zenzi, gelt?"

„Vor der Magd, ja — und vor dem Schäffeler Jacob."

„Ich hab' es gewußt," sagte das Mädchen.

„Ja — — aber — —"

„Wohl, wohl, Herr . . . Ich glaub gar, der Alte denkt an Gift . . ."

„Aber, Veri — —"

„Ich muß einmal immer mit ihm das Essen teilen, was sie ihm vorsetzen."

„Und du tust es?"

„Ich hab' keine Angst, Herr . . . Und dann — — sie werden doch nicht so dumm sein, zwei umzubringen."

„Du hast recht . . . Hat der Alte zu dir geredet von Gift?"

„Nein, aber ich hab' es in seinen Augen gesehen. Ich weiß, was ich weiß."

„Und heute?"

„Heute ist der Jacob mit der Zenzi in die Stadt gefahren, da hab' ich kommen können . . . Herr, der Bauer verlangt nach Euch."

„So komm!" sagte Salmaser entschlossen. „Gib ihm rasch etwas zu essen," wandte er sich an das Mädchen. Damit trat er in die Kammer, sich zum Gang ins Tal zu rüsten.

Als er zurückkehrte in Mantel und Mütze, sah er, wie der Bub das Mädchen mit seinen Blicken verschlang . . . Schaute so der Bruder die Schwester an? . . . Er hatte nicht Zeit, darüber nachzudenken . . . Bei dem Bauer unten, beim alten Thaddäus Badstuber weilten seine Gedanken. Er machte sich Vorwürfe, daß er nicht schon längst einmal den Weg aus seiner Einsamkeit ins Tal gefunden hatte . . . Nun wollte er nicht länger säumen . . .

„Vorwärts denn also!" komandierte er.

„Darf ich nicht mitgehen, Herr?"

Lydia Bachammer war herzugetreten. Er sah, wie der Bub ihm einen bittenden Blick zuwarf.

„Aber ich glaub, es wird Schnee geben."

„Eben drum, Herr . . . Vier Augen sehen mehr als zwei, wenn's dunkel wird. Ihr könntet den Weg verfehlen."

Salmaser lachte. „Gut . . . aber zieh etwas Warmes an und ein Tuch nimm mit!"

Wie der Wind lief sie nach oben. Bald war sie zurück. Sie machten sich auf den Weg.

Wie ausgestorben tauchte der Christaxhof vor den Wanderern auf.

Der Sonntag auf dem Lande ist wie ein großer Traum. Im Schlaf ruht der Körper sich aus, im Traum die Seele. Darum ist der Sonntag das große Gastgeschenk Gottes an fleißige Menschen. Faule, Tagediebe brauchen keinen Sonntag; sie hassen ihn, weil er sie beständig an arbeitsfrohe Menschen mahnt . . .

Der Scholli hatte den Veri erkannt. Freudig tollte er an seiner langen Kette. Dazwischen ließ sich die Stimme des Bauern vernehmen.

Der saß wie immer an seinen Stuhl gefesselt.

„Kommt er, kommt er jetzt? Hast du ihn mitgebracht?"

Da tat Basil Salmaser die Tür auf und trat in die Stube. Der Veri zog das Mädchen hinüber in die Küche.

„So, so . . . endlich bist da . . . Es muß einer wohl erst sterben, eh du nach ihm siehst." Das sollte ein Vorwurf sein. Aber es klang wie Erleichterung aus den polternden Worten.

„Es gibt viel zu schaffen für mich . . ."

„Mit dem Advokaten — —"

Ein stechender Blick entfuhr den grauen Augen des Alten. Salmaser gewahrte ergriffen, wie verfallen er war.

„Ich hör selten von ihm," sagte er leichthin.

„Aber um den Hof hast du's immer noch."

„Vielleicht wird das Torfried einträglicher als die ganze Landwirtschaft," wich Salmaser aus.

„Hm — —" machte der Alte.

Salmaser zog sich einen Stuhl heran.

„Im Frühjahr soll zuerst einmal eine Maschine her. Ein Torfsooden ist fast so wichtig wie ein Brot." Darauf berichtete er seine Pläne und sah, daß der Alte immer unruhiger wurde. Er erkannte die Angst, die den schwachen Körper vollends zu zerstören drohte.

„So, so," sagte der Bauer jetzt, „das alles treibst du in der Einöd' droben . . . wie's hier steht, daran denkst du nicht."

„Doch Badstuber — —"

„Aber holen lassen muß man dich!"

„Hab ich nicht auch mein Teil zu tragen? Ich hab' mich doch erst wieder zurecht finden müssen."

„Wohl, wohl," murmelte der Bauer, „du bist ja der Wiert', an dem der Unsegen — — —"

„Plagt Euch die alte Geschichte immer noch??"

Finster blickte der Alter vor sich hin.

„Untat gegen Untat," sagte er dumpf, als spräche er zu sich selber, „nun hebt sie die Hand wider mich."

Ein langes Schweigen trat ein.

„Ihr solltet nicht mehr daran denken." Salmaser legte dem Kranken die Hand aufs Knie.

„Denken, he . . . wo man die rächende Faust an der Gurgel fühlt!"

„Badstuber — —"

„Wohl, wohl, 's wird wohl so sein müssen . . . einer für den andern . . ."

Was war das? . . . Ging nicht ein kalter Hauch durch's Zimmer? . . . Blätterte eine unsichtbare Hand im Schuldbuch des Lebens? . . . Fehlte noch etwas an der damaligen Beichte des Alten? . . . Etwa das Schlußglied in der Kette einer unseligen Jugendsünde? . . .

Wieder empfand Salmaser das Grauen wie damals. Trotz der Tageshelle lief ein Schauder ihm über den Rücken, als schlichen nachtdunkle Gespenster um ihn und den Stuhl des Alten. Ihm war unheimlich zumut. Er hielt den Atem an, glaubte Stimmen zu vernehmen, die aus fernen Zeiten in die Gegenwart herüberklangen. Den Heimathof sah er deutlich vor Augen; aber verzerrte Bilder schoben sich dazwischen. Menschen und ihre Schuld verdüsterten die Helle ländlich tiefen Friedens, Geister stiegen aus feuchten Kellergewölben auf und rüttelten mit dürren Knochenhänden an den festgefügten Balken des Hauses . . . Horch! War das nicht leises Weinen? . . . Wimmerte nicht ein unschuldiges Kind noch einmal auf, anklagend in alle Ewigkeit, bevor eine unbarmherzige Faust den letzten Schrei im kleinen Mund erstickte — —?

Basil Salmaser stand auf und ging ein paarmal durch das Zimmer.

„Komm her, Basil!" hörte er den Alten zitterig sagen, „heut müssen wir miteinander fertig werden . . . Die Hand — — ist — — verfault . . . und nun geht's ans Leben . . ."

„Ihr mußt Euch nicht so quälen, Badstuber . . . Was immer Ihr gefehlt habt, ein langes Leben hat es ausgelöscht.“

„Das muß der wissen, der mich hat schuldig werden lassen.“ Der alte Trotz brach noch einmal durch. „Aber jetzt heißt es, Rechnung machen und den Strich darunter ziehen . . . Komm! Daher sitz wieder!“

Eine Stunde wohl sprachen sie miteinander.

Der Schäffeler Jakob sollte den Hof nicht haben, und die Magd erst recht nicht! Aber die beide meinten, sie hätten ihn schon sicher, weil kein anderer Erbe mehr vorhanden sei! . . . Das war des Alten Grübeln Tag und Nacht . . . Und dann das andere noch, das er mit Ingrimm immer wiederholte: „Ich leb' dene saudumme Heuchelfratzen zulang.“ Der Gedanke zermartete das morsche, müde Gehirn, verband sich mit dem Aberglauben, der nicht sterben konnte. „Hinmachen möchten sie mich . . . ich weiß es für gewiß — — und das wär ja auch's Rechte.“ Bitter lachte er vor sich hin. Trocken, wie wenn Tote lachen, klang es in die Stille.

„Unsinn, Badstuber . . . Man muß leben wollen, dann lebt man auch.“

„Wohl, wohl . . . wenn man's Recht dazu hat.“

Basil Salmaser antwortete nicht gleich. Er sah den zerfallenen Leib des Alten, aber auch den überzähen Willen, der in ihm die Herrschaft führte.

„Hundert Jahr' könnt Ihr alt werden . . .“

„He ja, wo meine Mutter hundertdrei und der Vater neunundneunzig war!“

Salmaser mußte lächeln. Beleidigt hatte der Greis die Worte herausgestoßen. Und nun reckte er sich mühsam im Sessel auf, schaute sich wild in der Stube um und sagte laut: „Ich will ja auch nicht sterben . . . Gut zu machen hab ich alleweil noch . . . Dem Unsegen muß ich an den Hals . . . Drum muß aber auch auf dem Hof hier manches anders werden.“

Erschöpft sank er in den Stuhl zurück.

„Ihr wollt also den Schäffeler nimmer da behalten?“

„Nein.“

Nur das eine Wort sagte der Bauer. Es klang fest und hart.

„Und die Magd?“

„Kann mit ihm packen . . . Wenn der Winter um ist, müssen sie wandern.“ In seinem Gesicht zuckte es von Erregung und Trotz. Er ließ seine Stimme zum raunenden Flüstern sinken: „Soll etwa der Fluch eine neue Stätte finden? . . . He . . .? Auf dem Christazhof? . . . Am Salmaserhof hat er anpacken können, hat er zugreifen müssen, der Unsegen . . . dran hab' ich keine Macht gehabt. Hier kann ich sagen: Ich stell und stemm mich dawider!“

(Fortsetzung folgt.)

Vor der Tat.

Kriminalstudie von Dr. P. Lehfeld (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Oft genug beschäftigt sich die Öffentlichkeit auf das lebhafteste mit einem Verbrechen, das mit solchem Raffinement in Szene gesetzt worden ist, daß es den Verbrechern anscheinend gelang, ihre Spur vollständig zu verwischen. Solche Verbrecher-Taktik wird nur von besonders routinierten und klugen Verbrechern geübt und kann nur glücken, wenn die notwendigen Vorbereitungen *vor der Tat* getroffen werden und wenn vor Begehung des Verbrechens alle Konsequenzen desselben, vor allem die Verhältnisse, wie sie sich *nach* Begehung der Tat entwickeln werden, auf das sorgfältigste in Erwägung gezogen werden können. Blindlings begeht kein Verbrecher eine schwere Tat; eine solche kommt nur auf das Konto eines Affekt-Verbrechers, der vielleicht wenige Augenblicke vorher noch gar nicht an Begehung der Tat dachte und deshalb nicht die geringsten Vorbereitungen dafür traf.

Es begeht kein Verbrecher eine Tat, bevor er sich nicht darüber klar geworden ist, wie sie zu begehen ist, wie er sich bei der Tat vor Entdeckung zu schützen, wie er sich einen Rückzug bei Überraschungen zu sichern hat. Ebenso versichert sich der Verbrecher vorher, wo er das geraubte oder gestohlene Gut verwerten kann. Aufs Geratewohl stiehlt kein routinierter Verbrecher, sondern er muß genau wissen, wo er unmittelbar nach der Tat Absatz findet für das, was er widerrechtlich an sich gebracht hat. Der Verbrecher denkt auch an Flucht, wird sich darüber klar, welche Wege er einschlagen soll, berechnet, wie viel Kosten ihm entstehen, und ebenso denkt er auch an ein Alibi. Er muß sich unmittelbar nach der Tat verborgen halten oder den Ort verlassen. Er muß daher *vorher* mit seinen Komplicen oder verbrecherischen Freunden verabreden, wie sie ihn als falsche, wenn es sein muß, meineidige Zeugen durch ihre Aussagen entlasten werden. Er verabredet mit ihnen ganz genau: „Ihr seid mit mir am so und so vielten abends zwischen acht und zwölf Uhr in dem und dem Lokale zusammen gewesen. Ihr beschwört, daß ich euch erst um zwölf Uhr verlassen habe. Wir haben uns angeblich über die und die Gegenstände unterhalten.“ Solcher zurechtgemachter Alibibeweis, von meineidigen Zeugen beschworen, ist natürlich von großem Wert für den Verbrecher.

Alle diese Vorbereitungen aber werden von den routiniertesten Vertretern modernen Verbrechertums in den Schatten gestellt; denn das Kennzeichen des sogenannten Gentleman-Verbrechers ist es, daß er fast immer „allein arbeitet“. Er gibt sich nicht in die Hand von Komplicen, die ihn durch Meineide heraushauen müssen; er verläßt sich nicht auf andere Leute, denn er weiß, daß nirgends weniger Verlaß ist, als in Verbrecherkreisen. Er teilt sein Geheimnis mit keiner zweiten Person, denn er weiß ganz genau, daß ein Geheimnis gefährdet ist, sobald ein Zweiter um dasselbe weiß. Der moderne Gentleman-Verbrecher steht vielmehr ganz und gar auf eigenen Füßen, und er ersetzt die Hilfe, die der gewöhnliche Verbrecher, der nicht in höherem Stil arbeitet, an seinen Komplicen besitzt, durch um so sorgfältigere Vorbereitungen.

Betrachten wir einige praktische Fälle.

In einer großen Handelsstadt erscheint im Kassenraum der großen Bank hin und wieder ein hinkender Mann, der sich nur mit Hilfe eines Stockes vorwärts bewegt. Er hat immer kleine Geldgeschäfte; bald will er ausländische Geldsorten in kleineren Summen ankaufen, ein anderes Mal fragt er nach den Kursen von irgendwelchen Papieren an. Er hält sich stets bescheiden im Hintergrunde, wartet bei großem Andrange geduldig und fällt dadurch dem gesamten Personal angenehm auf. Wochen lang, Monate lang ist dieser Hinkende erschienen. Da wird eines Tages mit ebenso viel Kühnheit wie Geschicklichkeit einem wartenden Bankboten ein Paket von 300 Tausendmarkscheinen aus seiner Ledertasche entwendet, die er einen Augenblick lang neben sich hingelegt hatte. Der Kassenbote bemerkt den Verlust erst nach ungefähr einer Stunde. Er kommt dann zur Bank zurück, und hier stellt man fest, daß der Verdacht eigentlich auf dem bescheidenen hinkenden Manne hängen bleibt, der hin und wieder die kleinen Geldgeschäfte bei der Bank machte. Die Polizei verfolgt die Spur und entdeckt auch die Wohnung des Hinkenden, der vorläufig verschwunden ist. Die Wirtin der bescheidenen Wohnung kann nur angeben, daß der Hinkende sehr einfach und zurückgezogen gelebt hat, daß er über viele Schmerzen in seinem verkrüppelten Bein klagte und im übrigen ein anständiger, solider, ruhiger Mann gewesen sei. Und doch war dieser Hinkende unzweifelhaft der Dieb, der mit monatelanger Zähigkeit die Verhältnisse vor und hinter dem Zahltische der Bank studiert hat, bis es ihm klar wurde, wie er einen einzigen günstigen Augenblick geschickt ausnutzen konnte.

Merkwürdig schwer ist das Signalement dieses Verdächtigen festzustellen. Er hat etwas Charakteristisches an sich: er hinkt, und das ist so auffallend, daß alle Menschen, die mit ihm für kürzere Zeit zu tun hatten, sich nur dieses eine Merkmal in ihr Gedächtnis eingeprägt haben; außerdem allerdings noch den Umstand, daß der Hinkende auffallend rotes Haar hatte. Die erfahrenen Kriminalbeamten, die diesen Fall bearbeiten, wissen, daß sie hier einem routinierten Schwerverbrecher gegenüberstehen. Es ist ihnen klar, daß dieser Mann weder hinkt noch rotes Haar hat, sondern daß er das Hinken nur geheuchelt und daß er eine fuchsrote Perücke getragen hat. Ein Signalement, wie der Mann wirklich ausgesehen hat, läßt sich gar nicht beschaffen; und in der Tat bleibt der angeblich Hinkende mit den 300 Tausendmarkscheinen für immer verschwunden.

In manchen Fällen kommen aber Zeugen, Gericht und Polizei gar nicht darauf, daß die äußerliche Erscheinung des Verbrechers gefälscht war und gefälscht blieb bis zu dem Augenblicke der Tat, daß dann der Verbrecher gewissermaßen die Maske abwarf und nun die größte Sicherheit besaß, weil er sich natürlich bewegen, weil er sich natürlich geben konnte. Der verbrecherische Neuling weiß gar nicht, wie töricht es ist, wenn er *nach* der Tat eine Veränderung seiner Person vornimmt. Gerade daß er sich den Bart abrasieren läßt oder daß er nun einen falschen Bart trägt, daß er sich eine blaue Brille aufsetzt, daß er jetzt nach der Tat eine Perücke trägt, gerade diese Umstände werden zu Verrätern für ihn. Nein, der Verbrecher großen Stils trägt diese Verkleidung *vor* der Tat, um auf falsche Spur zu bringen, und wenn er sich dann auf die Flucht begibt, hat er wieder sein natürliches Äußere. Nichts ist schwerer als das Fingieren sowohl von Verbrechern wie von menschlichen Äußerlichkeiten. Am schwersten ist dieses Fingieren aber, wenn man von Späheraugen rings umgeben ist, wenn Hun-

derte von Verfolgern auf der Spur eines Verbrechers sind. Deshalb ist dieses Fingieren gewisser äußerlicher Abzeichen nach der Tat so ungemein schwer, vor der Tat sehr leicht, weil da der Fingierende noch unverdächtig ist und man das Fingierte an seiner Person ohne weiteres für echt und richtig hält.

Der gewöhnliche Defraudant, der liederliche Kassenbeamte, der an der Börse spekuliert, oder durch ein luxuriöses Leben unterschlagene Gelder verwirtschaftet hat, begibt sich endlich auf die Flucht, wenn er merkt, daß Entdeckung und Verhaftung unmittelbar bevorstehen. Er tut noch einen tüchtigen Griff in die Kasse, dann wirft er sich in ein Auto und läßt sich nach dem nächsten Bahnhof fahren, um von dort aus aufs Geratewohl in die Welt hinauszureisen. Irgendein bestimmtes Ziel hat er nicht im Auge; er geht, je nachdem, nach Amerika, Frankreich, Italien, nach den Balkanstaaten, der Türkei. Der Verbrecher in großem Stil, der sich in eine Stellung bei einem Geschäft hineingeschmuggelt hat, in der er einmal Gelegenheit hat, einen tüchtigen Griff in die Kasse zu tun, macht es umgekehrt; er fängt mit der Flucht an. Er vergewissert sich also darüber, welche Staaten Defraudanten ausliefern und welche nicht. Er macht ein Studium aus dem Wege und aus den Verkehrsmitteln, die er zur Flucht benutzen will. Er macht diesen Weg drei-, vier-, wenn es sein muß, zehnmal. Er studiert jede Eigentümlichkeit der Verkehrsverhältnisse, auf die es ihm ankommt. Er prüft auf das sorgfältigste die Verhältnisse gewisser Orte, welche für einen Flüchtling gefährlich sind oder die ihm umgekehrt die Möglichkeit bieten, seine Spur zu verwischen. Er unterrichtet sich über die Art und Weise, wie die Polizei die Reisenden zum Beispiel beim Übergang auf das Schiff in Hafenorten kontrolliert. Er sucht sich mit Geschicklichkeit Bekannte unter Angestellten der Verkehrsinstitute, der Hotels, selbst bei der Polizei zu verschaffen. Er sucht die Bekanntschaft von Leuten, die für ihn eventuell Briefe oder Postkarten, die er ihnen zuschickt, von einem bestimmten Ort aus absenden. Er probiert das alles wiederholt aus. Er besorgt sich auf seinen Reisen, weit entfernt vom Tatort und lange Monate vorher, Nachschlüssel, falsche Legitimationen, Druckformulare, mit denen er seine betrügerischen Manipulationen ausführen kann. Das alles prüft und untersucht er, und wenn dann seine Tat gelungen ist und er sich auf die Flucht begibt, dann hat er, wie der Fuchs, nicht einen Paß, sondern zehn; dann kann er augenblicklich seinen Fluchtplan ändern, wenn ihm nur das geringste Hindernis in den Weg kommt.

Und wenn es auch niemals, selbst bei der sorgfältigsten Vorbereitung, einem Verbrecher gelingt, alle Zufälligkeiten vorher zu berechnen, die eintreten können, so hat er doch mindestens 90 Prozent aller Zufälligkeiten, die einem Flüchtling sonst gefährlich werden, beiseite geschafft, so daß das Gelingen seiner Flucht fast garantiert ist. Allerdings, eine einzige dieser Zufälligkeiten von den zehn übrig gebliebenen genügt ja in vielen Fällen, um den Verbrecher doch noch zur Strecke zu bringen, wie denn die Zufälligkeit, die sich absolut nicht berechnen läßt, selbst bei dem routiniertesten Verbrecher eine verhängnisvolle Rolle zu spielen pflegt.

Auch ein solcher Verbrecher wird natürlich gewisse äußerliche Veränderungen mit seiner Person vornehmen. Er wird nicht so töricht sein, sich einen Bart umzubinden, wenn er bisher bartlos gewesen ist, weil ein falscher Bart von dem prüfenden Blick des Sachverständigen sofort zu erkennen ist. Aber der routinierte Verbrecher lernt, wenn es sein muß, rasieren, um mit großer Geschwindigkeit unmittelbar nach der Tat sich selbst den Bart abzunehmen und nicht durch den Barbier, bei dem er die Manipulation vornehmen läßt, eine Spur auf sich zu lenken. Ein solcher Verbrecher trägt vielleicht während der ganzen Zeit vor der Tat eine künstliche Narbe an der Hand, ein aus Korkmehl und Leim nachgeahmtes Gewächs an der Stirn oder an der Wange: Kennzeichen, die jedermann auffallen und die sich unmittelbar nach der Tat sofort beseitigen lassen, so daß auch in dieser Beziehung der Verbrecher wieder seine Spur verwischt hat, indem er die Aufmerksamkeit der Verfolgenden auf Dinge lenkte, die er nur vor der Tat an sich hatte und die jetzt an ihm nicht mehr zu finden sind.



□□ Bunte Chronik □□



* **Hundertjährige Kathederblüten.** Wir lesen in „Über Land und Meer“: „Kathederblüten“ werden gar nicht selten gepflückt und zu einem bescheidenen Strauße gewunden. Bald hier, bald da erscheinen schmale, meist für einen bestimmten, eingeschränkten Leserkreis bestimmte Bändchen, die lapsus linguae und rednerische Entgleisungen von Lehrern höherer Lehranstalten der Nachwelt überliefern. Es wäre vielleicht ganz interessant, einmal eine kleine Biographie dieser Büchlein zusammenzustellen. Die unfreiwilligen Verfasser waren fast immer Originale, begeistert für ihren Beruf und geliebt von ihren Schülern, möglich allerdings nur in früheren Zeiten. Jetzt gibt es wohl keine mehr, aber im deutschen Schrifttum werden sie fortleben. — Eines dieser Originale und wahrscheinlich das erste, dessen vorbeigelungenen Aussprüche und „Gedankenlosigkeitssplitter“ gesammelt und im Druck vereinigt wurden, war Professor Galletti, geboren 1750 zu Altenburg, und von 1783 bis 1828 Lehrer an dem damals sich eines hohen Rufes erfreuenden Gymnasium zu Gotha. Er hat verschiedene Bücher für den Unterricht in Geschichte und Geographie verfaßt, die geschätzt wurden, er selbst aber muß bei seiner Lehrtätigkeit überaus zerstreut gewesen sein, denn er leistete sich viel Aussprüche, die von vollständiger Gedankenlosigkeit zeugen. Etwa 400 von ihnen wurden von seinen Schülern gesammelt und endlich in der Mitte der sechziger Jahre gedruckt. Schon das Motto läßt auf den Inhalt schließen. Es lautet: „Gotha ist nicht nur die schönste Stadt in ganz Italien, es hat auch viele Gelehrte gestiftet.“ Was folgt, ist dieser Sentenz würdig. Hier eine Auswahl: Es muß gleich vier Uhr schlagen, denn es hat vor einer guten halben Stunde dreiviertel geschlagen. — Wer über diesen Gegenstand etwas Schriftliches lesen will, der findet es in einem Buche, dessen Titel ich vergessen habe, es ist aber das zweiundvierzigste Kapitel. — Widersprechen Sie nicht dem, was ich Ihnen niemals gesagt habe. — In Portugal fängt das Klima erst im Februar an, im Sommer ist große Hitze, aber der Herbst benebelt alles wieder. — In England sollen fünfundzwanzig Millionen Schafe sein, das ist aber unwahrscheinlich, denn soviel Schafe lassen sich gar nicht berechnen. — Die Wohlgerüche Arabiens werden oft genannt, aber wenn man hinkommt, sieht man nichts davon. — Marat wurde zwar ermordet, aber er starb vorher an einer Krankheit, die ihn sogar das Leben kostete. — Nach der Hinrichtung der Maria Stuart erschien Elisabeth im Parlamente, in der einen Hand das Schnupftuch, in der anderen die Träne.

* **Das Leben für eine Gasthauszeche.** „Ich habe seit neun Tagen nichts gegessen und daher beschlossen, nach einem guten Diner zu sterben.“ So stand in einem Brief geschrieben, den man bei einem jungen Mann namens Pierre Borna fand, der sich in einem Pariser Restaurant erschoß. Er hatte den ganzen Tag über in dem Lokal gegessen und getrunken und sich alle Genüsse gestattet, die sein Herz begehrte. Da man ihn kannte und er in besseren Zeiten dort große Zechen gemacht hatte, so ließ man ihn ruhig gewähren, und erst gegen Abend überreichte ihm der Kellner die recht stattlich gewordene Rechnung. „Meine Rechnung?“, sagte er. „Da haben Sie meine Bezahlung.“ und zog blitzschnell einen Revolver hervor, mit dem er sich durch einen Kopfschuß sofort tötete.

* **Aus Furcht vor dem Todesurteil gestorben.** Wegen eines Raubmordes bei Königswusterhausen waren der Kaufmann Koppe und der Kaufmann Freimund vor dem Schwurgericht in Berlin angeklagt. Das Gericht hatte beide wegen Totschlages und schweren Raubes für schuldig befunden. Als die Geschworenen zunächst in Abwesenheit der Angeklagten den Wahrspruch verkündeten, horchte Koppe an der Eingangstür zum Schwurgerichtssaal. Er verstand den Wahrspruch der Geschworenen falsch und glaubte, daß die Schuldfrage auf Mord bejaht wurde, er also zum Tode verurteilt würde. Da ergriff ihn furchtbare Todesangst und er verfiel in Ohnmachtsanfälle, von denen er sich erst erholte, als sein Verteidiger ihm kurz andeutete, daß es den Kopf nicht kosten würde. Nach der Verurteilung zu lebenslänglichem Zuchthaus war Koppe noch immer so erregt, daß er in der Nacht im Untersuchungsgefängnis einem Herzschlage erlag.



Kleine Rundschau-Ecke



Bunte Geschichte. „Wissen Sie, dieser Mensch ließ mich zuerst warten, bis ich schwarz war, dann hat er mir was weißgemacht, und darauf hat er mich blau anlaufen lassen, bis ich mich grün und gelb geärgert habe. Endlich ist mir die Sache zu bunt geworden!“

*

* **Ein Scherzwort.** Gutsbesitzer: „Also heute gibt's Enten-, morgen Gans-, übermorgen Rebhuhnbraten.“ — Gast: „Ah, solche „geflügelte Worte“ höre ich gern!“

*

Die geometrische Ehe. „Erst wollte die Rosa durchaus einen Kreisarzt heiraten, und jetzt ist sie froh, daß sie noch einen Winkelkonsulanten bekommen hat!“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.